

Zum Dank

Daß ich mir den Kranz dieser Reden nicht auf den eignen Kopf setze, das werden Sie mir glauben; und wie es mit den Waffen des aus der Schlacht sich rettenden Alkaios ging, die die siegreichen Athener im Tempel ihrer Göttin aufhängten, so gehören sie als Ruhm und Zierde diesem Seminar und den mir liebgewordenen Kollegen.

Die freundliche Fiktion, daß dies alles zu meinem Rüstzeug gehörte, hat mir immerhin die Versammlung der verehrtesten Freunde eingetragen, die einmal an meinem akademischen Weg gestanden haben, sei es als Lehrer oder Mitlernende, als Kollegen oder Schüler. Gern würde ich erzählen, an welchen Punkten jeder einzelne mir begegnet, über Strecken mich begleitet hat, auch wohl, wer mir fehlt und wen ich eingebüßt habe; doch hier sei vom Gegenwärtigen die Rede. Wissen aber darf ich es und mit Dank aussprechen, daß zwei von den Jüngren und Hiesigen, Dieter Bremer und Andreas Patzer, an dem Zustandekommen dieses Symposions nicht unbeteiligt gewesen sind.

Doch vor allem danke ich Ihnen, lieber Herr Flashar. Sie konnten mir keine größere Freude machen als mit diesem Fest der Reden. Und mit deren Rahmenthema haben Sie einen Generalbaß angestimmt, der mir aus jeder einzelnen individuell hervorklang und der mich an eine frühe und entscheidende Lektüre, die 'Geburt der Tragödie', erinnert hat. Und nun darf ich auch sagen, daß die Gestalten, die in sieben Reden, gewollt oder wie es der Zufall gab, beschworen worden sind: Jakob Burckhardt, die frühen Denker und Aristoteles, Horaz, Goethe und Hölderlin – um von „des Hauses Kleinod“ zu schweigen –, auch zu denen gehören, die meinen Horizont umstellen.

In der bedachten Anordnung der Reden hat die letzte, die von Herrn Pannenberg, das Problem des Rahmenthemas am ausdrücklichsten bedacht. Wie viel die Verwurzelung der Christologie in der geschichtlichen Existenzerfahrung – und umgekehrt dieser in der geschichtlichen Wirkung der Gestalt Jesu – auch für unser eigenes Wissenschaftsverständnis hergibt, liegt auf der Hand.

Am Anfang aber hörten wir Herrn Gadamers Interpretation des aristotelischen Freundschaftsbegriffs. Da wurde an einem geschichtlichen Stück praktischer Philosophie dies Existenziale, 'Freundschaft', als das ursprüngliche Innwerden des Andern erläutert, worin erst Selbsterkenntnis, und in einem weiteren Sinn Erkenntnis überhaupt, möglich ist.

Das in den einrahmenden Vorträgen – wie auch unausgesprochener in den übrigen – zum Ausdruck kommende Wissenschaftsverständnis, das Wissenschaft und Existenz in ein bedeutendes Verhältnis setzt: seit wann hat es das gegeben?

Herr Gadamer hat eingangs an die Namen erinnert, die, nach dem ersten Weltkrieg, in Philosophie und Philologie einen folgenreichen Wandel bewirkt haben. Als ich in das Studium der Philologie eintrat, wußte ich von diesen Bewegungen in der Vätergeneration, außer gewissen persönlichen Reflexen in der Theologie – ich meine Karl Barths –, so gut wie nichts. Dafür aber klang mir ein Nietzsche-Wort bedeutungsvoll in den Ohren, das eine neue Begründung der Wissenschaft im Leben zu fordern schien – Herr Flashar hat freundlich daran erinnert. Undeutlich spürte ich bei meinen Frankfurter Lehrern, in ihrer Art Wissenschaft zu treiben, einen andern als den herkömmlichen Stil, und etwas wie die Realisierung des Nietzschischen Postulats. Zum Beispiel wenn Reinhardt im Parmenides-Vorwort schrieb: „Ich gestehe, eine Vorliebe für ihn zu haben ...“ Oder wenn er umgekehrt die Philologie des Historismus beschrieb: „Als Editor zu bekennen, daß man den Autor, den man edierte, wenig schätze, gehörte fast schon zur wissenschaftlichen Selbstachtung.“ Und die Sinnfrage selber andeutend: „Das Leben, auch in der Wissenschaft, ist nicht darum dem Menschen gegeben, damit er es möglichst darin aushalte.“ Verstießen solche, wenngleich wenigen, Äußerungen nicht gegen das Gesetz, daß in der Wissenschaft Überzeugungen und Werturteile keinen Platz haben?

Reinhardt hatte schon im 'Poseidonios', als er gegen das, was er das 'Überwundene' nannte, die 'innere Form' als Objekt der Wissenschaft einführte, unvermittelt hinzugefügt: „In ihrer Erfassung dürfen wir wieder hoffen, was man so nennt, Wissenschaft und Leben zu versöhnen.“ – Ich wußte damals nichts von den Vorgängen, auf die ein solcher Satz, 1920 geschrieben, sich bezog. Ein Jahr vorher hatte Max Weber seine berühmt gewordne Heidelberger Rede gehalten: 'Wissenschaft als Beruf'. Es ging um die sogenannte Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft. „Es gibt keine voraussetzungslose Wissenschaft“ war ja der provokative, aber eine eigne Dialektik enthaltende Satz Nietzsches gewesen. Webers Rede war eine scharfsinnige, mit hoher intellektueller Redlichkeit vorgetragene Rechenschaftsablage über die innere Situation der Wissenschaft überhaupt, eine strikte Absage an den aufkommenden Antiintellektualismus, eine angesichts des unendlichen und nie zu erfüllenden 'Fortschritts' der Wissenschaft fast heroische Selbstbindung an das Ethos der Forschung. Das war ja die Haltung, die der ausgehende Historismus angenommen hatte, pessimistisch in dem späten Mommsen, optimistischer und weniger problembewußt bei Wilamowitz: „Doch der Adel der Arbeit um Gottes Lohn bleibt ewig uns unverloren ...“ Weber aber hat sein Thema, Wissenschaft als Beruf, bereits selber bis an die Grenze geführt, wo es sich ihm in die Frage umkehrte: „Welches ist der Beruf der Wissenschaft innerhalb des Gesamtlebens der Menschheit? und welches ist ihr Wert?“ Aber die Antwort darauf hat er entschieden in den pluralistischen Bereich des Glaubens und der Weltanschauungen verwiesen. Das war seine Weise der Reaktion auf Nietzsches Satz, daß „das Problem der Wissenschaft nicht auf dem Boden der Wissenschaft erkannt werden“ könne: der Verzicht auf die Sinnfrage.

Die Rede hat hohe Wellen geschlagen. Aus dem Umkreis Georges erhob der junge Erich von Kahler seine Stimme, Webers Umkehrung aufgreifend in dem Titel: 'Der Beruf der Wissenschaft'. Es war ein leidenschaftlicher Protest gegen 'die alte Wissenschaft' des 19. Jahrhunderts, Plaidoyer für 'das Lebendige' und das 'Leben': die große Person, 'Gebilde' und 'Gestalt' – im Sinne Georges – als die Objekte der Wissenschaft, Eingebung und Schau ihrer methodischen Prinzipien. Ein 'Ziel' und 'Führung' werden der 'neuen Wissenschaft' als ihr Beruf vindiziert.

Es wäre nicht leicht zu sagen, wie Reinhardt sich zu diesen gegnerischen Positionen verhielt. Daß Webers Ausklammerung der Sinnfrage ihn nicht befriedigen konnte, ist sicher; soweit möchte er auf der Georgischen Seite gestanden haben. Und wieviel der Gestaltbegriff – alles pathetischen Faltenwurfs entkleidet – für ihn bedeutete, ist nicht zu verkennen, wenn man dabei die Wendung des Begriffs ins Aristotelische, besser: ins Goethische, ins Wirkende der 'inneren Form' mitbedenkt. Andererseits hat er sich von der herrschenden Tendenz der Philologie, im Erziehungsgedanken sich ein neues Ziel zu geben und so die Kluft zwischen Wissenschaft und Leben zu schließen, immer distant gehalten. Vorsichtig spricht er von einer 'Versöhnung' zwischen Wissenschaft und Leben. Aber bei Weber wie bei Kahler, und schließlich auch bei Reinhardt, wird deutlich, aus welcher Quelle die ganze Beunruhigung um den Sinn von Wissenschaft entspringen ist: von Nietzsche.

Das Merkwürdige und Besondere in jenem Satz aus der späten Vorrede zur 'Geburt der Tragödie' ist ja in der Tat das, worauf Herr Flashar hinwies: daß er zwischen Wissenschaft und Leben ein Mittleres stellt – die Kunst. Nietzsche erklärt es dort nicht. Man kann leicht, wie ich es damals tat, etwas Vages daraus hören, das die beiden Eckbegriffe, die Wissenschaft wie auch das Leben, nur affektiv oder ästhetisch einfärbte. Auch hatte sich mir, im Gedächtnis des Zitats, ein Fehler festgesetzt: nicht die Kunst, sondern den Künstler stellt Nietzsche zunächst in die Mitte des Verhältnisses: „die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers ... die Kunst aber unter der des Lebens“. Das verlegt den Sinn von der Kunst als Phänomen zurück auf den Akt des Schaffens. Der aber ist bei Nietzsche nicht zu trennen vom Zerstören: als das widersprüchliche Wirken des dionysisch gewordenen Demiurgen. Und das zweite, das davon nicht zu trennen ist, ist der Begriff der 'Lüge': der Wille zum Schein, zur Täuschung als Bedingung und eigentliche 'metaphysische Tätigkeit des Lebens'. – Aber „was muß, unter solcher Voraussetzung, aus der Wissenschaft werden?“ fragt Nietzsche selber in den späteren Ausarbeitungen zur 'Vorrede'. Es ist ganz und gar nicht gesagt, daß jene scheinbar verheißende Proportion: „die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers ...“ der Wissenschaft einen neuen Sinn verheißt; es sei denn als eine verfeinerte Variation des Willens zur Macht. Zuletzt bleibt sie ihm doch Symptom des ermüdenden Lebens.

Ich sehe nicht, wo dieser Nietzschische Impuls sich in jenen Diskussionen der Zwanziger Jahre fortgesetzt hätte. Und was sie abgelöst hat, die Wissenschaftstheorie, knüpft an anderes an und steht auf anderem Boden. Was jedoch außerhalb der Wissenschaftstheorie unvermindert fortwirkt, ja seither zu einem gesellschaftlichen Phänomen sich verbreitet hat, ist das Bewußtsein, das als erster Nietzsche ausgesprochen hat: daß „die Wissenschaft selber nunmehr einer Rechtfertigung bedarf“. Die Fragwürdigkeit der Wissenschaft drängt sich nicht dem Wissenschaftler als Forschendem auf (als Forscher beruhigt er sich); wohl aber dem Lehrenden und den Lernenden. Dem einen wie den andern hat, angesichts der Folgen, angesichts auch der wachsenden Spezialisierung und Folgenlosigkeit, das alte ‚vitae discimus‘ seine Gewißheit eingeüßt.

Ich muß hier enden, es kommt mir nicht zu, über die Begründung der Wissenschaft im Leben neu zu sinnieren. Doch zweifle ich, ob der von Nietzsche so verurufene ‚Wille zur Wahrheit‘, der grade in ihm so schonungslos am Werk ist, bei ihm seine zureichende Erklärung findet. Zweifel darf man auch hegen, ob die prinzipielle Trennung der Wissenschaft von der Kunst, wie sie Max Weber aus dem Gesichtspunkt des Methodischen konstatiert, aus einem mehr philosophischen Gesichtspunkt sich bewährt. Goethe jedenfalls dachte sich beide aus einer Wurzel hervorgegangen: „Überhaupt aber entsprang die Wissenschaft für die Griechen aus dem Leben“ – und was die Kunst betrifft, so entgegnet er den Vorwürfen, daß er in seiner Morphologie Wissenschaft und Poesie vermengt habe: „Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe, man bedachte nicht, daß, nach einem Umschwung von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vorteil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen können.“ Und ausdrücklicher: „Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden ...“

Beherrigenswert aber ist auch das, was dort folgt. Denn da alle diese verschiedenen und widersprechenden Kräfte schwerlich in einem Einzelnen sich vereinigen, denkt er sich das Ganze der Wissenschaft als eine Art geselliger Lebenswelt, eine Gemeinschaft förderlicher Geister, die sich bis in ferne Vergangenheit erstreckt: worin der einzelne, seinem Eigensinn entsagen, Eigenes und Fremdes, von Vorgängern Empfangenes seiner Individualität anzueignen weiß, so daß „unser tätigster eigener Anteil innerhalb dem Wohl des Ganzen völlig verschwinde und nur künftig in Gesellschaft mit tausend andern der Nachwelt vorschwebe“.

Als Nachbild solcher idealen Gesellschaft möchte ich gern auch dieses Symposium denken. Es hat mir bewußt gemacht, wieviel ich in fünfzig akademischen Jahren hinzugewonnen habe: den „Zugewinn, den – auch in der Wissenschaft – Freundschaft bedeutet“. Ich zähle darunter auch manchen der Jungen, die zugehört haben. Gestern fiel in der Diskussion das Wort aus alter Moralistik: Was Freunde für einen leisten, das leiste man in gewisser Weise selber. Heute gebe ich mit Dank das Empfangene zurück.

UVO HÖLSCHER